

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Ein Appenzeller Drama
Autor: Federer, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574249>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

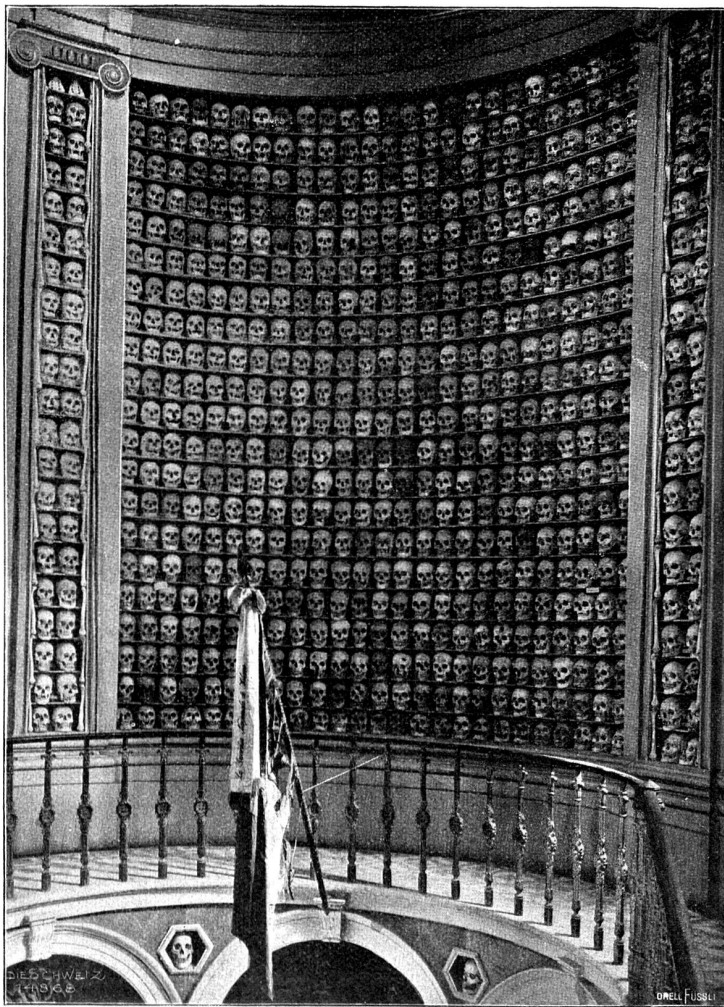
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Husstattung des Chors der Kirche von Solferino
(in vielen Schädeln die Schußlöcher noch erkennbar).

Ein Appenzeller Drama.

Skizze von Heinrich Federer, Zürich.

Ein schweizerischer Staatsmann seufzte jüngst: „Wenn doch nur einmal diese Jubiläen vorüber wären! Die zweite Auflage der Historie ist fast gefährlicher als die erste!“

„Das heißt?“ fragte der Kollege, der im gleichen Saal und am gleichen grünen Tisch seine Gewalten auszuüben pflegt.

„Das heißt, diese ewigen Festspiele, diese Ehrenweine und Hüttenmusiken, diese Toaste auf alles Beständige und Unbeständige, das ist schwerer zu ertragen als die Schwaben bei Dornach oder die Habsburger bei Mäfels. Gebt mir Feinde, gebt mir Schilde! möchte ich rufen. Aber verschont mich einmal mit den tapezierten alten Eidgenossen und den Ehrenweinen!“

Alles lachte, und alles nickte billigend.

Und wer kann es ihm verdenken, dem geplagten, durch ein Duzend Jubiläen gepeinigten Ratsherrn, dessen Glanz in der heißen Sonne von zwölf Jubiläumstfestplätzen fast dorrt und dessen sonst so unerhöpliche Rednerphantasie endlich für den dreizehnten Toast keinen andern Stoff mehr fand als den Sebastian Guggeli?

Auch uns Literaten, die wir nicht auf den grünen Polstern der Staatswohlfaht sitzen, nicht Ehrenweine trinken und nicht an bedeutenden Daten unser Vaterland zu vertreten haben, auch uns, die wir nur, wie man mit Kaiserbüpfen sagt, die

Muse hätscheln, kommt über die Unzahl von Schweizerfeiern hie und da ein gelinder Schauer an. Die Feste selber sind uns wohl gleichgiltig; aber die Festspiele gehen uns an. Und hier ist der wundeste Punkt. Wie wenig Bedeutendes, wenn wir von unserem großen Ort absehen, haben sie bisher gezeitigt, wie wenig, was über das Datum der Feierlichkeit hinausginge!

Für den Festtag war es ja ganz gut, die alte Zeit wieder einmal aus dem Landesmuseum hervorzuholen und ein bißchen mit Schwert und Schild zu klirren. Aber es sollte doch mehr als nur das Gepränge eines Umzuges oder einer Parade oder selbst als eine Vorführung von lebenden Bildern sein, es sollte Otts vieldeutender und erste Pfade weisender Genius in diesen feiertäglichen Spielen walten!

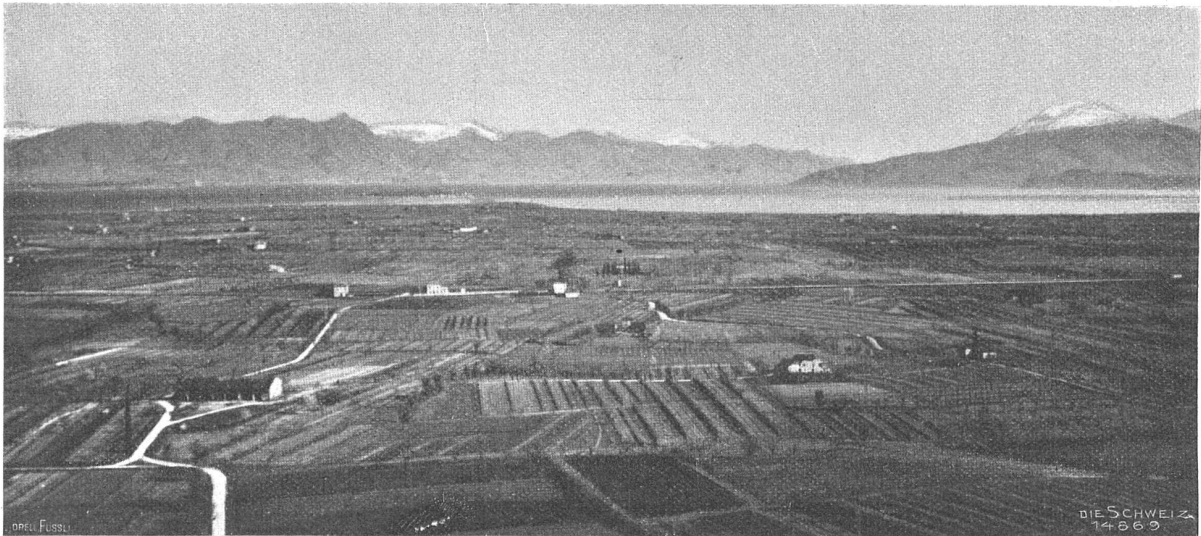
Man redet heute viel von der Volksbühne, das heißt von einer Bühne, die dem Volke des vierten Standes, dem unzählbaren, dem literarisch unerzogenen, dafür aber meist noch einfachen und naturwahren, diesem Volke mit hunderttausend breiten, ungeschlachten Werktagshänden, aber mit einer großen, stummen Sehnsucht nach idealer Erhebung in der Seele, die solchem Volke eine gesunde und wahrhafte Kunst gibt. Es wäre viel über dieses Problem zu sagen! Das ist einmal sicher: nur auf dem Weg historischer Stoffe kommt man dem herrlichen, volksbildnerischen Ziele nicht bei. Nicht lediglich eine Vergangenheit, die zwar ruhmvoll war, aber deren Neuzerungen und Lebensbedingungen denn doch uns Heutigen mehr oder weniger fremd geworden sind, sondern vor allem die Gegenwart mit ihren tiefen und mächtigen sozialen Bedürfnissen muß auf eine Volksbühne gehen, die Sinn und Dauer haben will. Wie ein lebendiger Nerv muß das Wollen und Erzielen unseres industriellen und bäuerlichen Volkes die Stücke einer zukünftigen Volksbühne durchwirken.

Nun spielen die Appenzeller diesen Sommer ein Theater ab, das zwar auch wieder einen fünf-hundert Jahre alten Vorwurf auf die Bretter bringt, aber weit mehr als viele andern Festspiele mit der Gegenwart zusammenhängt, ja Fleisch von ihrem Fleisch und Blut von ihrem Blut empfangen hat, sodaß „Die Schweiz“ bei ihrer Aufmerksamkeit für alles Massenhafte und Nationale ihm ein paar kurze Zeilen wohl schenken mag.

Fünfhundert Jahre sind es, seit die Appenzeller auf den Höhen des Stoß, wo jetzt die uralte Kapelle steht, im Bunde mit strammen Gaißerbürgern die fürst-übliche und österreichische Uebermacht blutig den Berg hinunterwarfen. Von diesem 15. Mai 1405 datiert die Freiheit des Völkchens beider Rhoden.

Wer kennt diese Menschen nicht? Kein anderer Schweizer gleicht ihnen. Sie haben eine so zähe und prächtige Eigenart, daß die alles glattfeilende Zeit hier zwischen Säntis und Gäbris ihr Zepter verloren zu haben scheint. Da sind die Innerhödler: einfach wie ihre Natur, aber dabei witziger als der geriebenste Welttrötter; beharrlich und doch wieder, wo es sein muß, flinker als der flinkste Fortschritt; gläubig, ernst in ernsten Dingen, aber beständig, auch in den schwärzesten Stunden von einem oft gutmütigen, oft bitter beißenden Humor umgaukelt. Mit tausend poetischen und herzlichen Heimlichkeiten hängen sie an ihrer Scholle. Wie viel Melodie fließt auf ihren Lippen, wie viel Gemüt in ihren Herzen!

Die Außerrhödler sodann: jedes Dorf ein blitzsauberes kleines Königreich, vor allem dieses Gais zuoberst im Ländchen! Mit den Appenzeller Nachbarn haben die Gaiser hart beim Stoß gegen den Feind mitgekochten und feiern nun auch. Wie hurtig sind sie und wie geschickt! Welche frischen, flugen Augen tragen sie im Gesicht! Sie geben sich weltmännlicher als die raffinsten Appenzeller. Sie kommen auch wirklich weit auf dem runden Erdboden herum! Denn sie haben die Witzbegierde und die Kühnheit des Erwerbenden, des Industriellen. Aber heimgekehrt reden sie noch immer unverfälscht jene geprägte Mundart, wo Weichheit und Härte so wunderjam wie im



Blick vom Gedächtnisturm über das Schlachtfeld von San Martino gegen den Gardasee; rechts der Monte Baldo.

Charakter zusammenfließen. Sie berechnen immer und haben es in ihrer Gewalt, einen Tag dem Verstand, den andern dem Gemüt ein kleines Vorrecht einzuräumen. Was in der Schlacht am Stoß Methode und Plan war, rührte wohl von ihnen; was mächtiger Erguß des Augenblicks erscheint, gehörte den Appenzellern. Die Züge dieser Leute am Gábris haben etwas so Selbstsicheres und national Stolz, daß ein anderer Schweizer sich neben ihnen fast als Stiefkind der allgemeinen Mutter Helvetia vorkommen möchte. Ich hätte wohl, wäre ich vor zweihundert Jahren im Rheintal geboren worden, gerade ihre Vögte am meisten gefürchtet.

Aber bei Spiel und Sang und Frauenschmerz lassen sie sich wieder gehen wie ihre Genossen am Säntis. Die etwas harten Züge lösen sich in Fröhlichkeit und zutunlicher Gefelligkeit auf. Ihr Witz wird milder. Hat man dann tüchtig „gezauert“*) und gefestigt, so ist der Appenzeller noch imstande, nach der Heimkehr in seine Stube nochmals ein Tänzchen aufzupielen und nochmals eine Nidel zu schwingen. Der Gaiser aber bringt es über sich, mit der Nüchternheit eines englischen Geschäftsmannes Papier und Tinte hervorzunehmen und die Auslagen des Abends oder den Wert dreier Heufüße auf den Klappen auszurechnen.

So waren diese Leute in ihrer innersten Seele immer, die Appenzeller schon gar. Man treibt ja freilich heute Handel, richtet Industrien ein, baut gewaltige Wasserwerke; man fährt mit lustigen Lokomotiven von allen Seiten in die obersten Winkel des Landes und erstellt Gasthöfe und Pensionen für die müden Kulturmenschen aller Welt. Aber im großen und ganzen ändert das nichts im innern Wesen dieses festen Volksstammes. Und wie Altman und Säntis heute wie am Fronleichnamstag 1405 das gleiche wetterharte Gesicht zeigen, so ist besonders eines unverwundlich geblieben in diesen Bergen, die Freiheit, die breite, weite, wahrhaft demokratische Freiheit des Volkes! Wenn irgendwo, entscheidet hier das Volk noch selbständig über sein Staatshaus. Seine Vertreter können wohl Gesetze machen, können bei später Lampe mit Fleiß und Talent Vorlagen ausarbeiten, eine Partei kann diesen oder jenen Mann zum Kandidaten nehmen: an der Landsgemeinde entscheidet doch das Volk allein. Mit einem einzigen wuchtigen Handmehr wirft es die fleißigsten Vorlagen über den Haufen, wirft alle Kandidaten um und sagt: Ich bin doch immer Cäsar!

Wenn nun ein Volksdrama wie Georg Baumbergers „Die Appenzeller Freiheitskriege“ dieses Volk einer alten Zeit schildert, wenn er es an der Alpstubete droben am Seealpie, dann an der Landsgemeinde und hoch am Stoß in mächtiger Schwertnot belauscht, wenn er es dem Ehrgeiz nach Bregenz folgen und geschlagen heimkehren läßt, wenn er es endlich bescheiden

und weise in sein enges, aber freies Haus festgezimmert und traut eingestiftet zeigt, und wenn diese Menschen nun gerade so reden wie die heutigen Appenzeller, so raten und tagen wie alljährlich an der Landsgemeinde, wenn ihr Witz noch immer so umspringt und ihr demokratischer Unmut so zürnt wie im Theater, wenn ihre gutmütige Liederfreude so tanzt und spielt in der heimeligen Landestracht auf der Bühne, wie man es außer der Bühne so oft sehen kann: dann sagt sich der Zuschauer mit Bewunderung, daß er noch kein Stück kannte, wo Bühne und Leben, Theater und Wirklichkeit sich so haargleich sahen, daß man glauben durfte, die Appenzeller wären gerade so, wie sie sind, auf die Bretter gestiegen oder umgekehrt von den Brettern hinunter ins Volk der Gasse hinausgegangen, Geschwister zu Geschwistern!



Gedächtnisturm (74 m hoch) auf dem Schlachtfeld bei San Martino, Stelle des Angriffes der Italiener auf das Korps Benedek.

*) geübelt.



Beinhaus und Gräberfeld von San Martino, ersteres mit den Skeletten von 2619 gefallenen Piemontesen.

Und noch etwas wirkt bei diesem Stücke, in dem auch so recht modern und doch ganz geschichtlich den Frauen ein Hauptteil der Aktion zukommt — noch etwas wirkt mit, dem Spiel über den Moment hinaus Dauer zu geben. Ich komme hier auf meinen Gedanken über die gesuchte und ersehnte Volksbühne zurück. Die „Appenzeller Freiheitskriege“ lassen nicht dem Waffenherrn, nicht dem Ratsherrn, dem Hauptmann des Zuges das große letzte Wort und die entscheidende Rolle. Der gemeine Mann, das schwache Weib entscheidet. Diese Maria Knoch, dieser Mli Rotach, diese Gaislerin Ida Höchener, dies Landsgemeindevolk, kurz diese bäuerliche Volksame, die sonst ihr Land beackert und ihr Vieh besorgt, jetzt halten sie auch die Politik des Staates in Händen. Sie gehen dabei einmal zu weit, sie irren — die Demokratie fehlt ja gerne! Aber die Einfuhr und Läuterung von Tausenden ist hernach auch eine gründlichere Staatsmedizin als die Besserung eines einzigen Regenten.

Sinn und Liebe für dieses kleine, einfache Volk, hundert Interessen für sein bäuerliches Leben, ein Reichthum von Anspielungen und Beziehungen zu seinem werktätlichen Gewerbe kommen da vor und gestalten das Theater in mancher Hinsicht zu einem eigentlichen Bauern-drama. Die Poesie des Verjes leidet vielleicht darunter; aber die Poesie einer gemüth- und seelenvollen Mundart gewinnt dabei unendlich.

Wie man sich einen Appenzeller ohne Lied nicht denken kann, so wird auch in diesem Theater gesungen und musiziert. Der Raum ist groß genug für dreitausend Gäste, die Szenerie wirkt naturgetreu, und überall blicken die Originale, die Berge der Heimat, ins Spiel. Ein halbes Tausend Spielender macht uns glauben, das ganze Volk vor uns zu sehen. Es gehe daher nach Appenzell, wer etwas Eigenartiges und Erhebendes erleben, die vaterländische und volkstümliche Poesie in ihrem eigenen Hause besuchen und einen neuen Respekt vor der Freiheit, der nach außen und nach innen errungenen, an seinen heimischen Herd tragen will!*)

*) Spieltage: 25. und 26. Juni, 9. und 23. Juli, 6. und 13. August.



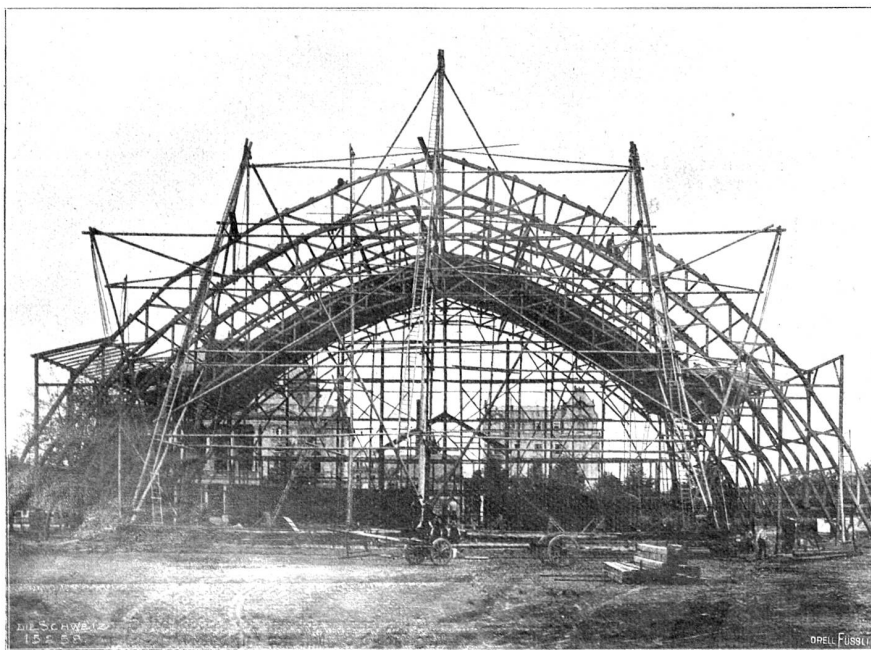
Die Festhalle für das Eidgen. Sängerkfest in Zürich.

Mit Abbildung.

Die auf dem alten Tonhalleareal in Zürich im Bau begriffene gewaltige Sängerkhalle soll Raum bieten für 10000 Zuhörer und 6000 Sänger nebst großem Orchester, zudem Räume für Komitees, Polizei, Feuerwehrposten und Garderobe. An den Hauptbau schließen sich noch die Küchen- und Wirtschaftsräume von 1800 m² Grundfläche. — Die eigentliche Sängerkhalle hat

eine Länge von 130 m und eine Spannweite von 50 m im Lichten, bedeckt somit einen Flächenraum von 6500 m², wovon 1550 m² auf das Podium entfallen. — Der Haupteingang liegt an der dem Bellevueplatz zugekehrten Kopfseite; vier Ausgänge gegen den Moquai sollen eine rasche Entleerung ermöglichen. Der Zutritt zum Podium erfolgt für Sänger und Musiker auf der Theaterseite durch geräumige Treppenanlagen; für die Möglichkeit einer raschen Entleerung ist auch hier durch Nottreppen gesorgt. — Da das Podium sowohl für Wettgeänge als auch für turnerische und jzenische Darbietungen benutzt werden soll, mußte von einem reinen Stufenpodium abgesehen werden; nur der hintere Teil wurde mit Stufen versehen. — Unter dem Podium befinden sich die Ankleide- und Requisiteuräume. Die Konstruktionsbinder der Halle bestehen aus parabolischen Gitterträgern von 56 m Weite von Fuß zu Fuß und einer Höhe von 29 m. Die Umfassungswände und die Dachfläche sind mit Brettern verschalt und letztere mit Gernitplattcn von 40/40 cm von der Schweiz, Sternitfabrik in Glarus eingedeckt. Die großen Fensteröffnungen werden verglast. — Die äußere Gestaltung der Halle bringt die Konstruktionsform unverdeckt zum Ausdruck. Der Haupteingang mit den beiden Treppentürmen nur wird reichere dekorative Ausstattung erhalten.

R. Kuder, Zürich.



Die im Bau begriffene Festhalle fürs Eidgen. Sängerkfest in Zürich (Phot. C. Meiningcr, Zürich).